

# Wittgenstein: Zu Philosophie und Wissenschaft

Herausgegeben  
von  
PIRMIN STEKELER-WEITHOFER

FELIX MEINER VERLAG • HAMBURG

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.  
ISBN 978-3-7873-2245-9  
ISBN E-Book: 978-3-7873-2251-0

Umschlagabbildung: „Fliegengläser“ (Quelle: wikipedia.de/Sebastian) in  
Anlehnung an das Wittgenstein-Zitat: „Was ist dein Ziel in der Philosophie?  
Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen.“ (PU §309)

© Felix Meiner Verlag Hamburg 2012. Alle Rechte vorbehalten. Dies betrifft  
auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch  
alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente,  
Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54  
URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck  
und Bindung: Druckhaus Nomos, Sinzheim. Werkdruckpapier: alterungs-  
beständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100 %  
chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

# Inhalt

Vorwort .....	7
Einleitung: Wittgenstein zu Logik, Metaphysik und Wissenschaft .....	9
<b>Teil 1</b>	
Von der mathematischen Logik zur Sprache .....	35
<i>James Conant</i>	
Wittgensteins spätere Kritik des Tractatus .....	37
<i>Wolfgang Kienzler</i>	
Reading the Tractatus from the Beginning: How to Say Everything Clearly in Three Words .....	70
<i>Felix Mühlhölzer</i>	
Wittgenstein and Metamathematics .....	103
<i>Jesús Padilla-Gálvez</i>	
Beweis der Widerspruchsfreiheit .....	129
<i>W. W. Tait</i>	
The Locus of Grammatical-Logical Norms in Wittgenstein's Account of Meaning and Understanding .....	150
<i>Hans Julius Schneider</i>	
„Nur erscheint dadurch der Unterschied der Bedeutungen zu gering.“ Wittgensteins philosophischer Blick auf die Sprache .....	170
<i>Sebastian Rödl</i>	
The Idea of Practice .....	190
<b>Teil 2</b>	
Philosophie des Geistes und Kognitionswissenschaften .....	203
<i>P. M. S. Hacker</i>	
The Relevance of Wittgenstein's Philosophy of Psychology to the Psychological Sciences .....	205
<i>Joachim Schulte</i>	

Philosophy of Psychology – A Criticism of a Young Science? .....	224
<i>John McDowell</i>	
Sellars and Wittgenstein on the Inner .....	236
<i>Henrike Moll</i>	
Von der Teilnahme an gemeinsamer Aufmerksamkeit zum Begriff von Perspektiven: Stufen einer Entwicklung .....	251
 <b>Teil 3</b>	
Wittgensteins Kritik an einem ‚wissenschaftlichen‘ Weltbild .....	269
<i>Julian Nida-Rümelin</i>	
Lebensform, Philosophie und Wissenschaft – eine Wittgensteinsche Perspektive .....	271
<i>Wilhelm Vossenkuhl</i>	
Wittgensteins Wissenschaftskritik .....	295
<i>Carl Friedrich Gethmann</i>	
Wittgensteins angeblicher Sprachspielrelativismus und das Problem parteieninvarianter Geltungsansprüche .....	308
<i>J. W. Powell</i>	
Are Wittgenstein’s Pictures Philosophy or Psychology? .....	324
<i>Christian Kanzian</i>	
Die Tropen-Ontologie. Oder: Was bei der Verhältnisbestimmung von Wissenschaft und Philosophie alles schiefgehen kann .....	338
 Autorinnen und Autoren .....	353

## Vorwort

Das Thema des Bandes ist schon durch seinen Titel grob umrissen: Wie beurteilt Wittgenstein das Verhältnis zwischen der Philosophie und den Wissenschaften? Und wie lesen wir ihn heute? Ist aber nicht schon längst bekannt und ausdiskutiert, was Wittgenstein über die Philosophie, ihre Themen und Methoden und ihr Verhältnis zu den Wissenschaften sagt, besonders zur Mathematik und Psychologie? – Es ist eines der Verdienste der ‚strengen‘ Lesart Wittgensteins, wie sie von Jim Conant und anderen ‚resoluten‘ Lesern des *Tractatus* (der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*) in der Nachfolge Cora Diamonds propagiert wird, dass die Fragen nach der zentralen Stoßrichtung in Wittgensteins Denken, besonders auch in seiner späteren Kritik am *Tractatus* und in seinem Streben nach Klarheit (Wolfgang Kienzler) und seinen Überlegungen zu Sprache (Hans Julius Schneider), Bedeutung (William Tait) und Praxis (Sebastian Rödl) erneut aufgegriffen und vertieft werden. Auch Wittgensteins Beurteilung der formalen Logik, Metamathematik und besonders auch der Mengentheorie als vermeintlicher Grundlagentheorie der Mathematik bedarf einer Neubewertung, wie nicht zuletzt die neueren Arbeiten von Felix Mühlhölzer zeigen, wozu Jesús Padilla-Galvez Bemerkungen zur Widerspruchsfreiheit und zu Gödels Unvollständigkeitsätzen beisteuert. Die Aktualität von Wittgensteins Sprach- und Methodenkritik auch noch für die heutige Psychologie (Joachim Schulte) und Kognitionsforschung (Henrike Moll) wird in den seit Jahren von Peter Hacker geführten Debatten deutlich, wobei der Status einer mentalen Innenwelt in der Nachfolge von Überlegungen bei Wilfrid Sellars in John McDowell's Auseinandersetzung mit Crispin Wright neu beleuchtet wird. Darüber hinaus thematisiert Wittgenstein das wissenschaftliche Weltbild (Wilhelm Vossenkuhl, Julian Nida-Rümelin, Carl-Friedrich Gethmann, Christian Kanzian), indem er nachfragt, was zur Verwandlung von Sachwissenschaft in eine glaubens- und nicht etwa wissensförmige Weltanschauung führt. J. W. Powell zeigt, wie Fragen der Ethik gerade auch im Bereich der Bildung von Undergraduates in einem wittgensteinianischen Geist ernsthaft zu diskutieren wären. Der Band versammelt Texte, die auf einem Symposium diskutiert wurden, das zugleich als Forum der Deutschen Gesellschaft für Philosophie (DGPhil) und als Tagung der Internationalen Ludwig Wittgenstein Gesellschaft (ILWG) vom 26. bis 30.9.2007 in Leipzig ausgerichtet worden war und dankenswerter Weise von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Dank gebührt auch Henning Tegtmeier und Tobias Kasmann für die Redaktion des Buches.

## Einleitung:

### Wittgenstein zu Logik, Metaphysik und Wissenschaft

#### 1. Philosophie und Metaphysik

Das Verhältnis zwischen der Philosophie und den Wissenschaften ist durch eine Vielzahl vager Vorstellungen bestimmt, die sich aus der Geschichte der Wörter, der Ideen und der Reflexionsformen auf unsere Institutionen gerade auch im Kontext der Ausdifferenzierung von Disziplinen etwa im Rahmen des Universitätssystems ergeben. Hinderlich für das Verständnis dieses Verhältnisses sind dabei, erstens, die inzwischen Jahrtausende alten Verwechslungen von Philosophie mit einer Art Erbauungsliteratur zur allgemeinen Lebensberatung, bis zu predigtartigen Traktaten zur Praktischen Ethik in der Gegenwart. Zweitens behindert uns die Vorstellung, die Themen der Philosophie ließen sich in einer Art Liste aufführen, und wenn auch bloß in der Art von Bertrand Russells *The Problems of Philosophy*<sup>1</sup>. Dieser *shilling shocker*, wie Russell selbst sein bis dahin erfolgreichstes Buch gelegentlich nennt, verfolgt die bis heute virulente Leitfrage, wie sich unsere phänomenale Selbsterfahrung mit unserem naturwissenschaftlichen Weltbild in der (neueren) Physik vereinbaren lässt. Russell will ein für allemal, ähnlich wie schon David Hume, die Irrungen und Wirrungen im traditionellen Philosophieren überwinden. Und doch steht er selbst in einer nicht unproblematischen Tradition, welche die Philosophie des 20. Jahrhunderts weitgehend prägt. Die dabei vermittelten Vorurteile zu den klassischen Denkbereichen der *Metaphysik* sind denn auch das *dritte Hindernis*, das heute einem angemessenen Verständnis der Philosophie entgegensteht: Man meint, es sei jetzt endlich die Aufgabe einer teils sprachanalytisch, teils durch die empirischen Wissenschaften belehrten metaphysikkritischen Philosophie, jede Form von *Ontologie* zu verabschieden. Dabei weiß man noch nicht einmal genau genug, was man dabei ‚überwinden‘ möchte und was man besser nicht vergessen sollte. Es kann ja immer sein, dass man sich aufgrund von Unkenntnis die falschen Gegner macht. Am Ende entsteht der fast lächerliche Eindruck, die Philosophie des letzten Jahrhunderts sei hauptsächlich mit ihrer eigenen Abwicklung beschäftigt. So oberflächlich diese Kritik etwa bei

<sup>1</sup> Bertrand Russell, *The Problems of Philosophy* (Oxford UP), New York 2001.

Herbert Marcuse formuliert ist<sup>2</sup>, und das gerade auch noch an Russells Schüler Wittgenstein, so ernst ist sie zu nehmen. Denn es geht darum, die Fragen des klassischen Kerns der Philosophie, eben der Metaphysik, allererst angemessen zu verstehen, und zwar so, dass weder diese selbst, noch eine selbsternannte Metaphysikkritik in eine bloße Glaubensphilosophie abdriftet, vorgetragen in theoretischen Doktrinen.

In einem Betrieb der Konstruktion von Theorien, die mehr oder weniger willkürlich und eben damit dogmatisch als ‚Erklärungen‘ von diversen Phänomenen ausgegeben oder anerkannt werden, wird Philosophie selbst zu dem, was sie als kritische Philosophie unbedingt zu verhindern hat. Gerade eine recht verstandene Metaphysik verfolgt seit Aristoteles das Ziel, sich der Formen des Wissens, des Begriffs der Wirklichkeit und der Idee der Wahrheit bewusst zu werden. Es geht also um ein Wissen darum, was Wissen und Wahrheit überhaupt sind. Dazu ist nach der Konstitution der verschiedenen Gegenstände menschlichen Wissens zu fragen, besonders der ‚abstrakten‘ Gegenstände reinen mathematischen Denkens oder dann auch einer logischen Reflexion auf Begriffe und Formen überhaupt, wie schon Platon erkennt. Die Verfassung der verschiedenen Redebereiche, von den physischen Dingen bis zu einem mentalen Innenleben, betrifft nicht etwa nur unsere Bezugnahme auf die jeweiligen Sachen in Anschauung und Urteil, sondern auch schon deren eigene Seinsweise, soweit man die Sachen, die auch langdauernde Prozesse sein können, in ihrem Für-sich-selbst-Sein, wie sich Hegel ausdrückt, betrachten und von unserem Wissen über sie unterscheiden kann.

Die leitende Frage der Philosophie ist also nach wie vor die einer kritischen Metaphysik oder Ontologie, verstanden als allgemeiner Logik des Seins, also dessen, was es gibt. Die traditionellen Ansätze der Antworten waren nicht etwa, wie mit Russell fast die gesamte analytische Philosophie des letzten Jahrhunderts unterstellt, immer dogmatisch gewesen. Sie wurden außerdem spätestens seit dem Neubeginn radikaler philosophischer Reflexion bei Descartes und im britischen Empirismus umgewandelt und verschärft zur Frage, was es denn in den diversen Themen- und Redebereichen überhaupt heißt zu sagen, dass et was *wirklich* existiert oder dass eine Aussage *wirklich* wahr ist. Dabei wird die performative Rolle der Betonungsworte „wirklich“, „eigentlich“, „an sich“, oder „Wesen“, „Grund“ und „Ursache“ und dann auch „wahr“ und „objektiv“ erst in der klassischen deutschen Philosophie eigens thematisch, und zwar in Hegels Weiterentwicklung von Kants Transzentalphilosophie durch seine *wesenslogische* Analyse des skizzierten Vokulars und der zugehörigen Aussageformen und Aussagemodi.

<sup>2</sup> Herbert Marcuse, *Der eindimensionale Mensch* (Luchterhand), Neuwied 1967.

Das Neue der (sprach)analytischen Philosophie nach Frege besteht dagegen zunächst und wesentlich in der Darstellung der Konstitution mathematischer Redebereiche. Durch die Konstruktion einer formalen Sprache in seiner Begriffsschrift für die Rekonstruktion der situationsunabhängigen Wahrheitsbedingungen der Sätze der Arithmetik kann Frege nämlich die Form unseres Redens über abstrakte Gegenstände und einen rein formalen Begriff der Wahrheit abstrakter Sätze zusammen mit verschiedenen Techniken des deduktiven Beweisens klarer und deutlicher als je zuvor darstellen. Das gilt allerdings leider nur für diejenigen, welche Freges eigene Schrifttechniken nicht bloß im Nachvollzug, etwa durch Übersetzung in moderne Notationen beherrschen, sondern auch noch nach Form und Inhalt, besonders aber in ihren Sinngrenzen begreifen. Daher sind die metalogischen Kommentare so wichtig, die Wittgenstein in seinem *Tractatus* zu Freges Logik, zur *Principia Mathematica* und partiell auch schon zu Russells Philosophie des Logischen Atomismus vorträgt.<sup>3</sup>

Freges mathematische Logik und Philosophie der Mathematik prägt die Sicht des letzten Jahrhunderts auf die syntaktische, semantische und pragmatische Verfassung von Sprache. Sie wird zum Muster nicht bloß für die Konstruktion von Kunstsprachen, sondern leitet die bis heute virulenten Vorstellungen davon, was ein exaktes Definieren angeblich ist, das dann entsprechend schematische Schlüsse ermöglichen soll. Viele Nachfolger geben sich mit dem formal richtigen Nachvollzug entsprechender schematischer Regelungen in der Begriffs- und Satzbildung und beim so genannten Beweisen von Sätzen über eine deduktive Ableitung aus so genannten Axiomen zufrieden. Was man wirklich leistet, indem man eine entsprechende axiomatisch-deduktive Theorie konstruiert und das ableitende Rechnen in ihr als ein Beweisen ansieht, wird nicht weiter befragt und daher kaum begriffen. Eben das ist schon die Einsicht des frühen Wittgenstein, der sich damit von Russell absetzt. Die Differenzen zwischen Wittgenstein und Russell sind in der Sache begründet. Man darf sie nicht nach dem Muster eines Diogenes Laertios<sup>4</sup> über eine philosophische Hintertreppe (Wilhelm Weischedel)<sup>5</sup> in das Persönliche der Biographien oder auch in die Form der Darstellung verschieben. Sonst wird Wittgensteins philosophische Kritik an Russell, welche die gesamte Bewegung des formal-analytischen Philosophierens im 20. Jahrhundert mit betrifft, schon im Ansatz entwertet.

<sup>3</sup> Bertrand Russell, *The Philosophy of Logical Atomism* (Open Court Classics), Illinois 1985.

<sup>4</sup> Wilhelm Weischedel, *Die philosophische Hintertreppe* (Deutscher Taschenbuchverlag), München 2011.

<sup>5</sup> Diogenes Laertios, *Leben und Meinungen berühmter Philosophen* (Felix Meiner Verlag), Hamburg 2008.

Die Betonung der Rolle der Syntax der Sprachoberfläche und einer logischen Syntax auf der Ebene der Konstruktion einer Art Tiefenstruktur ist jedoch für eine formale Semantik von Geltungs- und Schlussbedingungen durchaus wichtig, samt der Entwicklung von Frege's Behauptungsstrich als Notation für einen performativen Akt eines Sprechers. Diese führt zu einer Pragmatik diverser Sprechhandlungstypen. Beim späteren Wittgenstein korrespondiert der Trias von Syntax, Semantik und Pragmatik sozusagen in holistischer Weise das Grammatische. Dabei steht die Grammatik, als Gesamtheit der (dargestellten) Formen der Sprache und des Sprechens, in einem gewissen Kontrast zu den (aus der formalen Logik mathematischer Ausdrucksformen heraus entwickelten) Unterscheidungen zwischen einer Syntaktik rein schematischer Ausdrucksbildungs- und Ausdrucksumformungsregeln samt entsprechender Deduktionsschemata, einer Semantik formaler Wahrheitsbewertungen und einer Pragmatik performativer Sprachgebrauchsweisen. Die Wörter „Grammatik“ und „grammatisch“ beziehen sich also in ganz weiter Weise auf diverse Formen, in denen wir allgemeinsprachlich und dann auch wissenschaftssprachlich sprachliche Gegenstände und Themenbereiche behandeln.

Während nun Russell und später auch Rudolf Carnap eine philosophische Theorie des logischen Aufbaus der Bedeutungen von Sätzen und Ausdrücken aus atomaren Bestandteilen auf der Basis von ‚Sinnesdaten‘ bzw. ‚Ähnlichkeiterinnerungen‘ in der Form einer formalen Hintergrundstheorie entwickeln<sup>6</sup>, reflektiert Wittgenstein in seiner Logisch-philosophischen Abhandlung schon höchst kritisch auf Form und Sinn derartiger (formal)theoretischer Behandlungen philosophischer Probleme. Infrage stehen die Rollen oder Funktionen formallogisch verfasster Modellierungen im Bereich der Sinnanalyse und ihr Beitrag für die Klärung des Begriffs des rechten Verstehens. Dabei erkennt Wittgenstein nicht erst in seiner Spätphilosophie, dass das, was andere Autoren als erklärende Theorien ausgeben, mehr oder weniger komplexe Spielzeugmodelle oder modellartige Sprachspiele sind. Sie werden als zum Teil eigens konstruierte Vergleichsobjekte neben eine schon gegebene und tradierte Praxis gestellt, um auf gewisse Formmomente dieser Praxis hinzuweisen. Die Formen der Praxis werden damit im Modus zeigender Rede vergegenwärtigt und sozusagen durch das Modell hindurch explizit thematisierbar gemacht. Das gilt sogar schon für das Verhältnis zwischen Frege's formaler Logik und der in ihr dargestellten elementaren Arithmetik.

Das alles bedeutet, dass Wittgenstein schon vom Anfang her grundsätzlich fehlgedeutet wird, wenn man sein Frühwerk, wie im letzten Jahrhundert allgemein üblich, in den so genannten Formalsprachenansatz der Sprachphiloso-

<sup>6</sup> Rudolf Carnap, *Der Logische Aufbau der Welt* (Felix Meiner Verlag), Hamburg 1999.

sophie einordnet, als ginge es um die Konstruktion einer Formalsprache nach Art der Fregeschen Begriffsschrift und nicht etwa um philosophische Kommentierungen dazu, was es überhaupt bedeutet, den Vergleich mit solchen Formalsprachen in einer Erläuterung von semantischen Formen zu gebrauchen. Dabei gilt es zunächst einzusehen, dass und warum man solche Modelle weder als erklärende Theorien missverstehen darf, noch als Versuche deuten kann, eine Formalsprache mit exakten Regeln der Ausdrucksbildung, der Wahrheitsbewertung von geäußerten oder als Aussagen äußerbaren Sätzen und des deduktiven Schließens *an die Stelle* einer angeblich noch ‚undeutlichen‘, d. h. nicht schematisch verregelten, Normalsprache zu setzen. Dies gilt schon im Bereich einer Philosophie der Mathematik, also einer Reflexion auf die mathematischen Gegenstände und Aussagen, erst recht aber auch in Anwendungen auf andere Redebereiche, etwa in einer allgemeineren Philosophie der Sprache.

## 2. Begriff und Empirie

Um zu den zentralen Fragestellungen der Philosophie zurückzukommen und diese besser zu begreifen, ist jetzt noch einmal an Kants Unterscheidung zwischen dem Begrifflichen und dem Empirischen im Erfahrungswissen zu erinnern, also zwischen logischen Problemen im weiteren Wortsinn und einer in Beobachtung und Experiment entwickelten besonderen Erfahrung. Die Ausdrücke „transzental“ und „a priori“ bedeuten seit Kant in der deutschsprachigen Philosophie dabei das Gegenteil dessen, was die analogen Wörter in der englischsprachigen Philosophie zumindest zunächst suggerieren. Diese werden dort nämlich zumeist so gelesen, als ginge es um ‚intuitive‘ und ‚apriorische‘ Spekulationen über ein transzendentes Reich jenseits aller Erfahrungen. Kant geht es dagegen darum, die *begrifflichen Voraussetzungen in unseren Erfahrungsurteilen* gerade auf *immanente* oder *nicht-transzendenten* Weise explizit zu machen. Das begriffliche Wissen ‚a priori‘ wird seither zum besonderen Thema einer sich als eigener Disziplin im universitären System etablierenden Philosophie.

Der relativen Unterscheidung zwischen einem begrifflichen und als solchem immer allgemeinem Wissen und besonderen empirischen und historischen Einzelerfahrungen korrespondiert die relative Differenzierung zwischen der Philosophie und den Sach- und Fachwissenschaften. Letztere sollen und wollen in ihren empirischen Untersuchungen das besondere Weltwissen in ihrem jeweiligen Gegenstandsbereich voranbringen. Die Philosophie soll und will die logischen und begrifflichen Voraussetzungen des jeweiligen Sach- und Fachwissen explizit machen. Dabei ist die Reflexion auf die Unterscheidungen

der Gegenstandsbereiche und Methoden der verschiedenen Sach- oder Einzelwissenschaften einerseits, der Philosophie andererseits selbst schon eines der Hauptthemen der Philosophie.

Wenn man daher über die bloß üblichen Vorurteile hinaus darauf reflektiert, was denn die besonderen Themen und Methoden der Philosophie sind, dann sollte das kritische Verständnis der Wissenschaften als besondere menschliche Praxisformen neben anderen Praxisformen, also das Verhältnis zwischen einem allgemeinmenschlichen Wissen und Können und besonderen ‚wissenschaftlichen‘ Erkenntnisansprüchen in das Zentrum der Betrachtung rücken. Eben das geschieht in Wittgensteins späterer Philosophie. Diese geht über eine bloße Kritik an früheren Vorstellungen weit hinaus. In seiner logisch-philosophischen Abhandlung hatte er ja noch geglaubt ‚die Probleme der Philosophie‘ (und diese sind wohl gerade die, welche sich ihm als Schüler Russells zunächst gestellt haben) endgültig gelöst zu haben.

Wie versteht Wittgenstein nun im Blick auf den Kontrast zwischen ‚rein logisch‘ gültigen (bzw. ungültigen) Sätzen und sachhaltigen Aussagen, genauer, zwischen begriffsanalytisch gültigen Schlussregeln und empirisch wahren Urteilen seine eigenen Überlegungen, seine eigene Philosophie? Unsere Formulierung der Frage ist schon durch Wittgensteins Einsichten geprägt, weist also schon auf die Antwort hin. Denn Wittgenstein erkennt gerade, dass die Sätze der Logik und Mathematik nicht eigentlich etwas über eine irgendwie gegebene Welt aussagen, sondern als Artikulationen von irgendwie von uns für zulässig erklärten Schlussregeln bzw. Formen oder Normen des rechten Schließens und damit des Verstehens zu lesen sind.

Das Problem ist dann allerdings, dass wir in einem Satzsystem wie dem der Arithmetik genau begreifen müssen, wie wir Sätze als Regeln deuten und gebrauchen und wie wir Regeln des kalkülmäßigen Rechnens und Schließens als Sätze darstellen. In welchem Sinn ‚sagen‘ alle diese Sätze ‚nichts‘? Als Regeln verstanden, ‚zeigen‘ sie uns, wie etwas auf richtige Weise zu tun ist. Das gilt gerade auch für das Verständnis von Gleichungen zwischen zwei Ausdrücken  $t$  und  $t^*$ . Denn solche Gleichungen  $t = t^*$  drücken immer nur aus, dass man in gewissen Satzkontexten den Term  $t$  durch den Term  $t^*$  ersetzen darf ohne Änderung der Wahrheit, und nicht viel mehr.

Das alles führt am Ende dazu, dass klar wird, warum die logischen Zeichen für „und“, „oder“, „für alle“ und „nicht“, besonders aber das Gleichheitszeichen, ‚nichts vertreten‘, also auch keine ‚Funktionen‘, wie Frege meint, sondern nur im Kontext einer sprachlich verdichteten Darstellung zulässiger Schlussregeln durch formallogisch komplexe Sätze zu verstehen sind. In inhaltlicher Sicht könnte man daher sagen, dass schon der *Tractatus* eine *kalkültheoretische* Sicht auf die formale Logik der logischen Junktoren, Quantoren und Gleichungen entwickelt, sozusagen eine ‚Beweistheorie‘ *avant la lettre*, allerdings so, dass

nicht bloß, wie in Hilberts Programm, an ein rein schematisches Schließen oder die Anwendung rein formaler Regeln gedacht wird. Genauer gesagt: Es gibt damals noch keine klare und deutliche Artikulation der Unterscheidung zwischen ‚exakten‘ Regeln der Ausdrucksumformung und Deduktion mit je endlich vielen Prämissen auf der eine Seite, ‚halbformalen‘ Herleitungen, in denen – wie im Falle der Bestimmung der Wahrheit eines arithmetischen Allsatzes auf der Grundlage unendlich vieler Sätzen der Form  $A(n)$  – auch unendlich viele Prämissen vorkommen können. Der Unterschied wird spätestens mit den Arbeiten Gödels für den Kenner klar. Möglicherweise hätte sich Wittgenstein am Ende doch weit intensiver mit Gödels Beweisen und der darauf folgenden Entwicklung einer beweistheoretischen Metamathematik gerade auch technisch auseinandersetzen müssen, und zwar um der Entwicklung seiner eigenen Einsichten willen.

### 3. Kritik am szientistischen Weltbild

Wie sieht Wittgenstein nun vor dem Hintergrund seiner Einsichten zur Rolle der formalen Logik in der Mathematik das Verhältnis von Philosophie und den Wissenschaften im Allgemeinen? Was sagt er zu einzelnen Wissenschaften wie der Psychologie, und was zum Verhältnis zwischen Klarheit und Deutlichkeit? Es geht dabei um die Klärung der Frage, wie zwischen einer methoden- und sprachkritischen Philosophie der Wissenschaften und einem szientistischen Philosophieren, damit zwischen zwei wesentlich differierenden Formen analytischen Philosophierens zu unterscheiden ist. Szientistisches Philosophieren beginnt schon in Russells *shilling shocker* zumindest implizit mit einer Art Bekenntnis zur sogenannten wissenschaftlichen Weltanschauung und versucht (übrigens formal nicht anders als der klassische religiöse Mythos) alle Bereiche der Erfahrung in dieses Weltbild zu integrieren. Das führt zur Idee der Einheitswissenschaft oder *unified science* im Wiener Kreis und von dort zu den diversen Formen reduktionistischer Theorien etwa des Geistes in der Gegenwart. Die Notwendigkeit derartiger Formen der Vereinheitlichung wird mit der angeblich notwendigen Abwehr eines ‚metaphysischen Dualismus‘ von Platon bis Descartes begründet.

Dass Wittgensteins Kritik an dieser Art des Philosophierens bis heute kaum schon verstanden ist, liegt wohl daran, dass sie viel radikaler ist als jede herkömmliche Wissenschaftsskepsis und Technikkritik, indem sie nämlich die Grundlagen des Denkens in theoretisch-metaphysischen Weltbildern erschüttert und erkennt, dass schon die Unterstellung, es gäbe einen einheitlichen Begriff der Wahrheit oder der Wirklichkeit, des Wissens oder der Erkenntnis, unkritische und in diesem negativen Sinn ‚metaphysische‘, sprich: rein doktrinäre

oder dogmatisch-theoretische und eben damit nicht hinreichend analysierte und nicht hinreichend klar und deutlich verstandene Voraussetzungen macht. Damit erweist sich das Philosophieren in Weltbildern oder Theorien gerade dort als sprachlogisch naiv, wo die deduktiven Argumentationsformen formal exakt erscheinen und die metaphysischen Probleme in die Axiome verlagert werden, also in die ersten Sätze, an die man einfach glaubt oder die man durch irgendeine metaphysische Intuition einsehen soll.

Wittgensteins radikalanalytische Philosophie erkennt, dass in der Form des normalen Theoriebetriebs eine sinnkritische Philosophie der Wissenschaften nicht möglich ist, zumal eine solche immer auch schon Theorie- und Formalismuskritik sein muss. Zu einer Kritik an verfehlten normalsprachlichen Kommentaren, welche die theoretischen Modelle und Kalküle begleiten mögen, kommt noch die Kritik an unpassenden Anwendungen und überschwänglichen Verheißungen etwa in Bezug auf ihre Erklärungsleistungen hinzu. Ohne Differenzierungen im Bezug auf diverse Inferenzen oder Folgerungen ist im Hinblick auf die Logik des Begründens und Schließens kein realistisches und zugleich sinnkritisch-selbstbewusstes Verständnis von Wissenschaft zu erhalten. Damit wird klar, warum für jede Szientismuskritik ein angemessenes Verständnis formaler Logik und Mathematik, gerade auch in ihrem begrenzten Sinn, so wichtig ist. Denn das Logische ist in seiner vollen Allgemeinheit weit mehr und Anderes, als was sich in der bloßen Analogie mit der formalen Semantik einer formalen Sprache nach dem Muster der *Begriffsschrift* Freges erläutern lässt.

Das tiefste Problem ist die transzendental oder präsuppositionologisch gestufte Konstitution diverser gemeinsamer Formen der (wissenschaftlichen) Darstellung und Erklärung. So sind zum Beispiel die Methoden der Abstraktion (Frege) und Ideation (Husserl) in der Mathematik nicht bloß empraktisch zu beherrschen, sondern als Sprachtechniken genauer zu verstehen. Und es ist die Diversität der Formen von Verdichtungs- und Inferenzformen der Sprache allgemein explizit zu machen, samt der Folgen nicht bloß für eine auf die Linguistik bezogene Philosophie der Sprache, sondern gerade auch für eine Philosophie des Geistes (der Psychologie oder Kognitionstheorie). Insgesamt bestimmt eine sprachlogische Analyse im allgemeinsten Sinn des Wortes das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft, aber auch von Philosophie, Literatur und Religion bzw. von Philosophie, Kunst und Kultur.

Allein schon in einer oberflächlichen Betrachtung der Beiträge in philosophischen Zeitschriften zeigt sich die allgemeine Tendenz zum Szientismus insofern, als im Zusammenhang mit der Rede über Naturwissenschaft und Naturgesetze, Realität und Wahrheit, Erklärung und Kausalität, Universalien und mögliche Welten, Erfahrung und Notwendigkeit usf. diese metaphysischen „Grundbegriffe“ nicht hinreichend geklärt, sondern einfach formal gebraucht

werden. Solche Reden, etwa auch über Natur und Ursachen, sind aber nur im Kontext der Entwicklung wissenschaftlicher Forschung und Sprachkultur erläuterbar. Daher ist die Frage interessant, inwiefern Wittgenstein in seiner Kritik an der ‚Metaphysiklastigkeit‘, also den Tendenzen zu einer rein doktrinären Glaubensphilosophie gerade im theoretischen und formalistischen Philosophieren, breit genug begriffen ist. Eine anzuerkennende Grundschwierigkeit kritischer Wissenschaftsphilosophie besteht nämlich in der Frage, welche Form eine logisch-analytische Reflexion auf Praxisformen bzw. Institutionen samt den zugehörigen Sprachformen anzunehmen hat, wenn sie nicht unter das Verdikt fallen soll, ein rein willkürliches Glauben an ein ‚wissenschaftliches Weltbild‘ zu sein. Dennoch sollen die Analysen klar und deutlich genug bleiben, ohne vor lauter Liebe zu mathematischer Exaktheit von vornherein formalistisch und eben damit szientistisch zu werden.

Welches Maß an Klarheit schaffen Beispiele? Welcher Form der Kommentare bedarf es, um die Beispiele so zusammenzubinden, dass Typisches benennbar und generisch beschreibbar wird? Und warum verfällt man gerade dann in metaphysische bzw. szientistische Theorien, wenn man ein ‚zu großes‘ Maß an Deutlichkeit im Sinne schematischer Inferenzregelungen verlangt?

#### 4. Erneuerung der Philosophie

Ziel der philosophischen Analysen Wittgensteins ist es, durch eine Klärung der Funktionsweise von Sprache sinnvolle und unsinnige Aussagen und Folgerungen gerade auch in den Wissenschaften zu unterscheiden. Unbemerkte Verwirrungen und Fehlschlüsse sind Gegenstand sinnkritischer Philosophie.<sup>7</sup>

Es lohnt sich dabei auch heute noch, auf das, was Wittgenstein zu den logischen und begrifflichen Voraussetzungen der jeweiligen Wissenschaften zu sagen hat, wieder genauer zu hören, als dies in einem gewissen *mainstream* des formalen Theoriebetriebs in der Philosophie üblich geworden ist. Anders gesagt, das Programm oder Problem einer *Erneuerung der Philosophie* oder *Renewing Philosophy* wie es bei John Dewey und Hilary Putnam ebenso wie bei Husserl und Heidegger, wenn auch aus scheinbar ganz anderen Perspektiven, thematisch ist, ist gerade angesichts einer zunehmenden Abschottung des philosophie-internen Diskurses von den realen Problemen der Wissenschaften brennender denn je. Dabei sollte sich die analytische Philosophie nichts vor machen: Gerade die Kopie formalmathematischer Methoden in exakten Theorien findet bei den Sachwissenschaftlern kaum ein größeres Interesse, und das

<sup>7</sup> Vgl. dazu P. Stekeler-Weithofer, *Sinnkriterien. Kritische Philosophie von Palton bis Wittgenstein* (Schöningh), Paderborn 1995.

vielleicht mit Recht. Nun wird sich aber mancher fragen, ob eine Erneuerung der Philosophie und ihres Dialogs mit den Wissenschaften wirklich gerade *von Wittgenstein* zu erwarten ist. Eine Debatte zum Thema *Philosophie und Wissenschaften* scheint nicht gut beraten zu sein, sich an Wittgenstein zu orientieren, bei dem ja eine umfängliche Platzierung der Philosophie in ihrem Verhältnis zu den Sachwissenschaften, etwa zur Biologie, Physik oder Geschichtswissenschaften, durchaus nicht zu finden ist. Wittgensteins Erwägungen treffen die verschiedenen Wissenschaften in der Tat auf ganz unterschiedliche Weise.

## TEIL 1

Von der mathematischen Logik zur Sprache

## Wittgensteins spätere Kritik des *Tractatus*

### 1. Ein Streit über die richtige Lesart des *Tractatus*

Zusammen mit anderen haben Cora Diamond und ich versucht, einen Interpretationsrahmen für das Verständnis von Wittgensteins *Tractatus* zu entwickeln und zu verteidigen, der inzwischen als „the resolute reading“ bzw. „die strenge Lesart“ des *Tractatus*\* bekannt geworden ist.<sup>1</sup> In diesem Aufsatz soll es um einen bestimmten Strang der Kritik an dieser Lesart gehen.<sup>2</sup> Ich möchte die-

\* Anm. d. Übers.: Aus Gründen, die in Fußnote 6 näher erläutert werden, habe ich mich für „die strenge Lesart“ als Übersetzung von „the resolute reading“ entschieden.

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus einem wesentlich längeren Aufsatz mit dem Titel „Mild Mono-Wittgensteinianism“, der 2007 erschienen ist in Alice Crary (Hg.), *Wittgenstein and the Moral Life: Essays in Honor of Cora Diamond*, Cambridge, Mass. 2007, 31–142. – Ich habe mir erlaubt, hier im ersten Satz dieses Aufsatzes von „der strengen Lesart“ zu sprechen, weil unsere Kritiker ihr Ziel mit dieser Formel umreißen. Von jetzt an werde ich jedoch stattdessen von strengen Lesarten sprechen. Denn es gibt keinen Grund, warum es nicht eine Vielzahl solcher Lesarten geben sollte; dies möchte ich mit einigen Bemerkungen klarstellen, die ich weiter unten mache. Eine strenge Lesart sollte man sich vielmehr als *Programm* für die Lektüre des Buches vorstellen und weniger als etwas, das selbst eine *Lesart* bildet (im sehr anspruchsvollm Sinne des Begriffs „Lesart“). Anhänger einer strengen Lesart zu sein, heißt, sich an eine programmatiche Konzeption zu binden, die festlegt, wie die Probleme bei der Interpretation des Textes gelöst werden sollen. Der Ansatz zur Lektüre Wittgensteins, um den es hier geht, wird manchmal auch die „nüchterne Lesart“ bzw. „spartanische Lesart“ („the austere reading“) genannt. Ich halte das für eine unglückliche Bezeichnung, denn sie erweckt die Vorstellung, das Bekenntnis zur Nüchternheit (d. h. die Behauptung, dass es so etwas wie gehaltvollen Unsinn nicht gibt) sei die Triebfeder hinter dem Bekenntnis zur Strenge und nicht umgekehrt. Manchmal wird dieser Ansatz auch „die neue Lesart“ („The New Reading“) genannt – eine weitere Bezeichnung, die ich nicht verwenden möchte. Andere sollen beurteilen, wie neu er ist. Aber es scheint mir, dass verschiedene Strände schon vorhandener strenger Lesarten in den Schriften der folgenden früheren Kommentatoren vorweggenommen werden: Hide Ishiguro, Brian McGuinness, Rush Rhees und Peter Winch. Die Bezeichnung bestimmter Lesarten als „strenge“ („resolute“) geht auf Thomas Ricketts zurück und wurde zuerst im Druck verwendet von Warren Goldfarb, „Metaphysics and Nonsense: On Cora Diamond’s The Realistic Spirit“, *Journal of Philosophical Research* 22 (1997), 57–73, auf S. 64.

<sup>2</sup> Eine Übersicht über die verschiedenen Vertreter dieser Lesart (sowie anderer Strände der Kritik an ihnen) bietet Wolfgang Kienzler, „Neue Lektüren von Wittgensteins Logisch-Philosophischer Abhandlung“, *Philosophische Rundschau* 55 (2008).

sen Strang der Kritik isolieren, untersuchen und darauf antworten. Das Problematische an dieser Lesart sei – so der Vorwurf, den man manchmal hört –, dass sie einen auf die Auffassung festlege, *es gäbe bloß einen Wittgenstein* (wo doch selbstverständlich jeder gebildete Mensch weiß, dass es mindestens zwei Wittgensteins gibt).

Die Anhänger einer strengen Lesart dringen darauf, dass jeder, der Wittgensteins Werk liest, ein Unbehagen bei der folgenden Darstellung der Beziehung zwischen Wittgensteins frühem und spätem Denken empfinden sollte: Sowohl der *Tractatus* als auch die *Untersuchungen* versuchen, dieselben philosophischen Fragen zu beantworten, doch wo der frühe Wittgenstein zeigen wollte, dass die Antwort auf eine bestimmte philosophische Frage *p* sei, wollte der späte Wittgenstein sein früheres Ich widerlegen und stattdessen zeigen, dass die Antwort auf die Frage in Wirklichkeit nicht *p* sei. Nennen wir dies „das Lehrschem“a. Es ist nicht so, dass die Anhänger einer strengen Lesart und ihre Kritiker darüber uneins sind, welche Lehren oben für *p* eingesetzt werden sollen. Sondern die Anhänger einer strengen Lesart sind der Ansicht, dass jedes Schema dieser Art zu einer verzerrten Darstellung der philosophischen Ziele des frühen und des späten Wittgenstein führen muss. Der Streit zwischen den Anhängern einer strengen Lesart und ihren Kritikern konzentriert sich gewöhnlich auf die Frage, wie das folgende Moment der Zuspitzung im *Tractatus* zu verstehen ist:

Meine Sätze *erläutern* dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als *unsinnig* erkennt, wenn er durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist. (Er muss sozusagen die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.) (TLP 6.54)<sup>3</sup>

In Satz 6.54 des *Tractatus* fordert uns der Autor des Werkes nicht dazu auf, seine Sätze zu verstehen, sondern *ihn* zu verstehen. Diese Feinheit in der Formulierung steht nach Ansicht der Anhänger einer strengen Lesart in Verbindung damit, wie wir zu der Erkenntnis gelangen sollen, dass es in Bezug auf die Sätze des Werkes, um die es hier geht, nichts gibt, das als Verständnis von *ihnen* zählen könnte. Das Hauptmerkmal, das eine Lesart des *Tractatus* in dem hier zur Debatte stehenden Sinne als „streng“ kennzeichnet, besteht in der *Zurückweisung* der folgenden Idee: Wozu der Autor dieses Werkes seine Leser in 6.54 auffordern will (wenn er sagt, dass sie ihn verstehen, wenn sie den Punkt erreichen, wo sie seine Sätze als unsinnig erkennen können), ist etwas, wofür die Leser des Buches eine *Theorie*, die im Hauptteil des Buches aufgestellt wurde, zuerst erfassen und dann auf die Sätze des Buches anwenden müssen –

<sup>3</sup> Meine Hervorhebungen. Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico-Philosophicus*, Frankfurt am Main 1963.

eine Theorie, die die Bedingungen angibt, unter denen Sätze einen Sinn haben, sowie die Bedingungen, unter denen sie keinen haben.<sup>4</sup> Um der Idee einen Gehalt zu verleihen, dass wir das erfassen können, worauf wir uns mit einer solchen Theorie festlegen, muss ein Kommentator behaupten, dass es einen ziemlich gehaltvollen Sinn gibt, in dem wir die Sätze „verstehen“ können, die die Theorie „darlegen“ – trotz der Tatsache, dass wir am Ende dazu aufgefordert werden, eben diese Sätze als unsinnig zu erkennen. Die Anhänger einer strengen Lesart sind der Ansicht, dass eine solche Lektüre des *Tractatus* eine folgenschwere Unterschätzung dessen darstellt, worum es in der Aufforderung geht, diese Sätze am Ende als *unsinnig* zu erkennen.

Nach Auffassung der gewöhnlichen Lesarten des Buches besteht die Pointe einer großen Zahl der Sätze des Buches darin, dass mit ihnen eine hinreichende Menge theoretischer *Kriterien des Sinns* formuliert wird. Wenn diese Kriterien nun auf die Sätze angewendet werden, mit deren Hilfe sie ausgedrückt werden, führt das zu dem Urteil, dass sie ihre eigenen Kriterien nicht erfüllen und daher als unsinnig verworfen werden müssen. Die Anhänger einer strengen Lesart sind mit solchen Lesarten aus verschiedenen Gründen unzufrieden. Für den Moment aber soll der Hinweis genügen, dass sie sich darauf festgelegt haben, jede Interpretation dieser Art abzulehnen, weil sie sich darauf festgelegt haben, die Idee abzulehnen, dass der Autor des Werkes die *Absicht* hat, inhaltliche Theorien bzw. Lehren aufzustellen. Wittgenstein teilt uns mit, dass die Art der Philosophie, die er in diesem Buch praktizieren möchte, nicht im Aufstellen einer Lehre, sondern in der Ausübung einer bestimmten Art von Tätigkeit besteht – der der Erläuterung.<sup>5</sup> Die Kernthese einer strengen Lesart für den Zweck dieses Aufsatzes besteht darin, dass ein angemessenes Verständnis der Zielsetzung des *Tractatus* davon abhängt, Wittgenstein hier beim Wort zu nehmen. Dieser Punkt ist von äußerster Wichtigkeit. Wenn man das als Ausgangspunkt für die Lektüre des Textes übernimmt und sich gestattet, es „streng durchzudenken“, sind die Anhänger einer strengen Lesart der Ansicht, dass

<sup>4</sup> Man beachte: Wie auch die anderen Merkmale, die ich weiter unten nenne, sagt dieses Merkmal einer strengen Lesart bloß etwas darüber, wie man das Buch *nicht* lesen sollte, wobei vieles noch im Unbestimmten darüber bleibt, wie man das Buch nun lesen sollte.

<sup>5</sup> Für eine weiterführende Diskussion dieses Themas siehe James Conant, „The Method of the *Tractatus*“, in: Erich H. Reck (Hg.), *From Frege to Wittgenstein: Perspectives in Early Analytic Philosophy*. Oxford 2002, 374–462.

<sup>6</sup> Ich spiele hier auf eine Formulierung Wittgensteins darüber an, was zur philosophischen Erläuterung gehört, die in Passagen wie der folgenden auftritt: „So führt der Idealismus streng durchdacht zum Realismus“ („Tagebücher 1914–1916“, in Ludwig Wittgenstein, *Schriften*, Band I, Frankfurt am Main 1960, 178, 15.10.16) – und: „[D]er Solipsismus, streng durchgeführt, [fällt] mit dem reinen Realismus zusammen.“ (TLP 5.64). Für eine weitere Diskussion der Bedeutung, die eine solche Auffassung vom

ein richtiges Verständnis des erklärten Ziels des Werkes weitreichende Konsequenzen für die Interpretation hat. Vielleicht ist es keine Übertreibung zu sagen: sobald man sich auf den Weg dieses „streng Durchdenkens“ begibt, kann man sehen, dass vieles von dem Weiteren, auf das sich die Anhänger einer strengen Lesart festlegen, sich als logische Konsequenzen aus diesem Punkt ergeben. Ich werde mich hier darauf beschränken, drei dieser Konsequenzen zu nennen.

Die erste Konsequenz (daraus, dass die Anhänger einer strengen Lesart die Auffassung zurückweisen, der Autor des Werkes habe die Absicht, irgendeine Theorie oder Lehre zu vertreten) besteht in der Zurückweisung der Auffassung, der Autor habe die Absicht, eine *nicht ausdrückbare* Theorie bzw. Lehre zu vertreten. Das bedeutet, dass die Anhänger einer strengen Lesart zwangsläufig die weitverbreitete Auffassung ablehnen, die fraglichen „Aussagen“ des Werks (nämlich diejenigen, über die Wittgenstein in *TLP* 6.54 gesagt hat, dass wir sie als „unsinnig“ erkennen sollen), sollten so „verstanden“ werden, dass sie nicht ausdrückbare Einsichten vermitteln, die die Leser „erfassen“ sollen, obwohl der Autor sie nicht „ausdrücken“ kann. Gewöhnlichen Lesarten zufolge benennen diese vermeintlichen Einsichten inhaltliche Begrenzungen des Sinns, die durch die bereits erwähnten und im Hauptteil des Werkes dargelegten Kriterien des Sinns in Umrissen angedeutet werden. Durch die „Übertretung“ dieser Begrenzungen zeigt sich nun, dass die fraglichen Sätze sinnlos sind und dennoch gleichzeitig etwas Bestimmtes vermitteln können. Die Form ihrer Sinnlosigkeit soll in jedem dieser Fälle einen bestimmten Aspekt der allgemeinen Bedingungen für den Sinn herausheben, wie sie von der fraglichen Theorie beschrieben werden. Das setzt voraus, dass die Sinnlosigkeit dieser Sätze in jedem dieser Fälle von einer logisch verschiedenen und genau bestimmbaren Art ist. In gewöhnlichen Lesarten wird es zu einer Hauptlast der Theorie (die im Buch angedeutet sein soll), dieser Idee von logisch bestimmten Arten von Unsinn einen Gehalt zu geben – wobei jede dieser Arten von Unsinn das Potential der Verständlichkeit, über das sie jeweils in besonderer Weise verfügt, angeblich kraft des Verstoßes gegen eine bestimmte Voraussetzung des Sinns erhält, wie sie die Theorie festlegt. Damit binden sich die Anhänger der gewöhnlichen Lesart an die Idee, dass der hier zur Debatte stehende Typus von Unsinn aus einer Vielzahl logisch bestimmter Arten bestehen muss.

Durchdenken der Probleme in Wittgensteins Werk hat, siehe James Conant 2003, „On Going the Bloody Hard Way in Philosophy“, in John Whittaker (Hg.), *The Possibilities of Sense*, New York 2005. (Dass hier als Hauptmotivation einer „resolute reading“ formuliert wird, Wittgensteins selbst erklärtes Ziel im *Tractatus* „streng durchzudenken“, war auch ausschlaggebend für die Wahl von „streng“ als Übersetzung von „resolute“, Anm. d. Übers.)

Das bringt uns zur zweiten der erwähnten Konsequenzen: Die Zurückweisung der Idee, dass der *Tractatus* behaupten würde, es gäbe logisch bestimmbare Arten von *Unsinn*. Das wird manchmal so formuliert, indem man sagt, der *Tractatus* wolle zeigen, dass es etwas wie *gehaltvollen Unsinn* nicht gibt. Aus dem Blickwinkel von Anhängern einer strengen Lesart ist es von geringer Bedeutung, ob zu den möglichen Kriterien, mit denen *Unsinn* ein Gehalt gegeben wird, auch Verifizierbarkeit, Bipolarität, logische Wohlgeformtheit oder sonst ein Aspekt gehören, unter dem eine „Aussage“ wegen ihrer internen logischen bzw. begrifflichen Struktur für an sich fehlerhaft gehalten wird. Ein Teil dessen, was der *Tractatus* zu zeigen versuche, so die Anhänger einer strengen Lesart, sei, dass keine dieser „Kriterien des Sinns“ die Aufgaben erfüllen können, zu denen wir sie beim Philosophieren heranziehen wollen. Jede Lesart von 6.54, die die dort von den Lesern geforderte Erkenntnis für etwas hält, das eine inhaltliche Anwendung solcher Kriterien erfordere, erfüllt die Bedingungen für eine nicht-strenge Lesart, solange sie sich daran bindet, dem *Tractatus* eine Theorie zuzuschreiben, die sein Autor für wahr halten muss und auf die er sich stützt (wenn er in der Lage sein soll, sein Programm der philosophischen Kritik zu verfolgen), die er aber auch als *Unsinn* betrachten muss (wenn er das durchdenkt, woran er sich mit seiner eigenen Theorie bindet).

Das Mindeste, was eine strenge Lesart hier zu vermeiden versucht, ist das Durcheinander, in das Wittgenstein-Kommentatoren geraten, wenn sie sich weigern, sich von der folgenden paradoxen Idee zu trennen:

Der Autor des *Tractatus* will, dass seine Leser die Sätze des Buches aus prinzipiellen Gründen als *Unsinn* zurückweisen; aber in dem Moment, wo die Leser sie zurückweisen, sollen sie immer noch Zugriff auf diese Gründe haben, indem sie weiterhin das erkennen, begreifen und glauben, was diese Sätze sagen würden, wenn sie einen Sinn hätten.<sup>7</sup>

Zu einer strengen Herangehensweise an den *Tractatus* gehört, dass man diese paradoxe Idee selbst noch für einen *Teil* der Leiter hält, die wir als Leser hin-aufsteigen und wegwerfen sollen (anstatt sie für eine Beschreibung dessen zu halten, was es *heißt*, die Leiter wegzuwerfen). Daraus folgt: wir sollen als Leser des Werkes in *TLP* 6.54 zu der Erkenntnis aufgefordert werden, dass die Zwischenstufen, in denen wir uns als Leser zu befinden scheinen (wenn es uns so vorkommt, als könnten wir das erkennen, begreifen und glauben, was diese Sätze vermitteln wollen), *Aspekte der Illusion* sind, die das Buch als Ganzes

<sup>7</sup> Diese Idee, dass wir erfassen können, was bestimmte Sätze sagen würden, wenn sie einen Sinn hätten, wird manchmal als *kneifen* („chicken out“) bezeichnet. Siehe Cora Diamond, *The Realistic Spirit*, Cambridge, Mass. 1991, besonders 181–182, 194–195.

zum Einsturz bringen will – dass sie selbst noch Sprossen der Leiter sind, die wir hinaufsteigen und wegwerfen sollen.

Die dritte Konsequenz hat damit zu tun, wie man sich die Einzelheiten des erläuternden Vorgehens des *Tractatus* vorstellen soll – und dabei im Besonderen die Rolle der vielen Werkzeuge der Notation (der Shefferstrich, die Wahrheitstafeln, die besondere Notation für die Quantifizierung usw.), die im Laufe des Buches eingeführt werden. Es ist offensichtlich, dass die logische Notation irgendeine wichtige Rolle beim Hinaufsteigen auf der Leiter spielen soll. Anhänger der gewöhnlichen Lesart werden annehmen, die Notation sei so gebaut, dass sie die Forderungen der Theorie widerspiegelt, die im Buch aufgestellt wird: nur die Sätze, die die Theorie für zulässig erachtet, werden in der Notation gebildet werden können; und die Sätze, die die Theorie für unsinnig erachtet, werden unzulässige Konstruktionen enthalten, die von den syntaktischen Regeln für die Anwendung der Notation ausgeschlossen werden. Es sollte mittlerweile klar sein, dass es Anhängern einer strengen Lesart nicht offensteht, die Rolle der logischen Notation bei der philosophischen Klärung im *Tractatus* in dieser oder irgendeiner ähnlichen Weise aufzufassen. Wie es die Anhänger einer strengen Lesart sehen, muss es sich bei der vom Autor des *Tractatus* angewendeten logischen Notation (mit dem Ziel, bestimmte philosophische Verwirrungen zu Tage treten zu lassen) um Instrumente der Erläuterung handeln, deren Anwendung selbst nicht erfordert, dass man sich (wenn man eine Erläuterung durchführt) an bestimmte philosophische Thesen bindet.

Aus normalen Streitgesprächen wissen wir, dass man jemanden mithilfe eines Umformulierungsschritts auf eine gedankliche Verwirrung aufmerksam machen kann – d. h. durch das Ersetzen eines Ausdrucks durch einen anderen. Das macht man für gewöhnlich so, dass man einen Ausdruck in der Muttersprache des Sprechers durch einen anderen ersetzt. Aber wenn der Sprecher mit einer Fremdsprache vertraut ist, kann dies als zusätzliche Ressource der Erläuterung für diese Situation nutzbar gemacht werden. So kann ein Sprecher, falls er Latein beherrscht, auf eine Mehrdeutigkeit von „oder“ in der deutschen Alltagssprache aufmerksam gemacht werden, indem man ihn fragt, ob er für die Übersetzung seines deutschen Satzes ins Lateinische „aut“ oder „vel“ verwenden will. Der Sprecher braucht keine „Lateintheorie“, um sich dieses Werkzeug der Erläuterung zunutze zu machen. Alles, was er braucht, ist das Wissen, wie man deutsche Sätze richtig ins Lateinische übersetzt. Wenn man ihn zum Nachdenken darüber bringt, worum es bei der Auswahl des lateinischen Ausdrucks geht, kann man den Sprecher zu der Erkenntnis bringen, dass er zwischen zwei Alternativen, seine Wörter zu meinen, hin- und hergependelt ist, ohne sich mit Bestimmtheit auf eine davon festzulegen.<sup>8</sup> Nach Meinung

<sup>8</sup> Für eine weitere Diskussion dieses Beispiels siehe James Conant & Cora Dia-

der Anhänger einer strengen Lesart ist es gerade das, was für den Autor des *Tractatus* Unsinn ist: ein unwissentliches Schwanken in unserer Beziehung zu unseren Worten – wir haben die Bedeutung nicht klar festgelegt, selbst wenn wir glauben, das getan zu haben (siehe *TLP* 5.4733). Und dieses Verständnis, das der *Tractatus* vom Wesen des Unsinn hat, steht – wie die Anhänger einer strengen Lesart meinen – in einer inneren Beziehung zu seinem Verständnis von der eigentlichen Rolle der logischen Notation bei der philosophischen Klärung.

Wenn unser Sprecher des Deutschen kein Latein könnte, sondern stattdessen eine passende logische Notation beherrschen würde (in der jeder dieser zwei verschiedenen möglichen Übersetzungen des deutschen Zeichens „oder“ ein anderes Symbol in der Notation entspräche), könnte mit dieser Notation genau die gleiche Klärung bewirkt werden. Was man hier braucht, ist keine Theorie der Notation, sondern nur die Beherrschung ihres richtigen Gebrauchs. Um *TLP* 4.112 zu paraphrasieren: Hier ist keine Lehre erforderlich, an die man sich bindet, sondern ein praktisches Verständnis davon, wie man eine bestimmte Tätigkeit ausübt. Zu den Notationsformen, die der *Tractatus* uns vorstellt, gehören natürlich vielfältige Stufen und Dimensionen der Reglementierung (in unserem Gebrauch von verschiedenen Zeichen zum Ausdruck logisch verschiedener Arten des Symbolisierens), die weit entfernt von einer einzelnen Unterscheidung im Gebrauch von Zeichen sind, um eine bloße Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Gebrauchsweisen eines Sprachteilchens wie „oder“ zu markieren. Wenn wir unser Ziel auf die vom *Tractatus* angestrebte Klärung der Gedanken begrenzen, muss es im Prinzip jedoch keinen wesentlichen Unterschied geben zwischen dem springenden Punkt bei der Aufgabe, eine solche Notation zu beherrschen und anzuwenden, der Begründung der dabei verwendeten Techniken und der Aufgabe, „oder“ mit entweder „vel“ oder „aut“ zu übersetzen. Der Unterschied hier (in der Art der Aufgabe und der dazugehörenden Techniken) ist ein gradueller und nicht ein qualitativer. Der Autor stellt sich daher die Notationsarten, die der *Tractatus* einführt, nicht als etwas vor, das einer unabhängigen theoretischen Begründung bedarf; und wenn es so wäre, würden sie ihren Zweck verfehlen. Sie werden als *Vorschläge* vorgebracht. Wenn wir diese Notation ausprobieren, dann sehen wir, dass wir uns mit ihrer Hilfe (wenn es in der Tat etwas gibt, das wir sagen wollen) darüber klarwerden können, was wir sagen wollen; und wir können uns (wenn es nichts gibt, das wir sagen wollen) mit ihrer Hilfe über die Art unseres Fehlschlags klarwerden, wenn wir unwissentlich nichts gesagt haben. Wenn wir verstehen, weshalb er uns mit diesen Werkzeugen der logischen Notation

mond, „On Reading the *Tractatus* Resolutely“, in Max Kölbel und Bernhard Weiss (Hg.), *Wittgenstein's Lasting Significance*, London 2004, 61–62.

vertraut macht, dann kann man von uns sagen: wir verstehen den Autor des *Tractatus* immer dann, wenn wir erkennen, wie diese alternativen Ausdrucksformen (die die Notation uns zur Verfügung stellt) es ermöglichen, Unsinn zu erkennen. Auf diese Weise soll die Notation als Hilfsmittel dienen, das den Lesern das Hinaufsteigen der Leitersprossen erleichtert.

Ich werde gleich versuchen, einige dieser Sprossen provisorisch zu beschreiben. Inwieweit man eine solche Aufgabe für eher überschaubar hält, wird in einem großen Maße von folgender Frage abhängen: welche Deckungsgleichheit besteht zwischen der Gruppe von Sätzen, die die Sprossen der Leiter bilden, und der Gruppe von Sätzen, die den Text des *Tractatus* bilden? Um zu verstehen, warum sich hier ein Problem von einiger Komplexität auftun kann, muss man sich auf zwei Dinge konzentrieren. Erstens sollte man verstehen, dass es in der oben gegebenen Beschreibung einer strengen Lesart nichts gibt, was Anhänger dieser Lesart dazu verpflichtet, bei diesem Thema einer Meinung zu sein. Zweitens sollte man zur Kenntnis nehmen, dass der Autor in *TLP* 6.54 seine Leser nicht dazu auffordert, *alle* Sätze des Werkes als unsinnig zu erkennen. Stattdessen wird den Lesern gesagt, diejenigen Sätze des Buches, die als Erläuterungen dienen sollen, könnten ihren Zweck nur dadurch erfüllen, dass die Leser sie schließlich (dadurch, dass sie sich Schritt für Schritt durch das Buch arbeiten) als unsinnig erkennen. Das lässt für Anhänger einer strengen Lesart die Möglichkeit offen, zu behaupten, nicht jeder Satz des Werkes sei ein Teil eines Erläuterungsdiskurses. Nur diejenigen Sätze, die in dieser Weise überwunden werden sollen, bilden die Sprossen jener Leiter, die wir wegwerfen sollen. Um welche Sätze handelt es sich dabei?<sup>9</sup> Ich werde mich dieser Frage im nächsten Abschnitt des Aufsatzes zuwenden, indem ich versuche, einige der Sprossen anhand einer Liste zu bestimmen.

Zwei Dinge sollten auf jeden der Sätze auf einer solchen Liste zutreffen: Erstens sollte es sich um einen Satz handeln, den man mit einer philosophischen These in Verbindung bringen kann, die die Leser des *Tractatus* dem Werk zuschreiben könnten, und zweitens sollte es sich um einen Satz handeln, den Anhänger einer strengen Lesart für ein Beispiel des erläuternden Unsinns des *Tractatus* halten. Wenn ein Anhänger der gewöhnlichen Lesart eine Menge von Sätzen der ersten Art zusammenstellt und ein Anhänger einer strengen Lesart eine Menge von Sätzen der zweiten Art zusammenstellt, dann bildet die Schnittmenge dieser beiden Mengen eine Liste jener Sätze, über deren Rolle innerhalb der dialektischen Strategie des *Tractatus* sie am wenigsten überein-

<sup>9</sup> Diese Frage ist von den Kritikern der strengen Lesart mit Nachdruck gestellt worden, vor allem von Peter Sullivan, und man *sollte* sie mit Nachdruck stellen. Ich denke, es ist angemessen zu sagen, dass die Plausibilität eines strengen Ansatzes zur Lektüre des Buches zu einem Teil davon abhängt, wie befriedigend die Antwort ist, die auf diese Frage gegeben werden kann.

stimmen.<sup>10</sup> Wenn es den beiden Lesern gelingt, sich darauf zu einigen, welche Sätze auf eine solche Liste gehören, können sie mit einem größeren Grad an Genauigkeit benennen, wie die Begriffe „gewöhnliche Lesart“ und „strenge Lesart“ zu Beginn ihrer Debatte verstanden werden sollen. Mithilfe einer solchen Liste können sie sagen: etwas wird dadurch zur „gewöhnlichen Lesart“ (im Rahmen ihrer Debatte), dass sie dem Werk diese Thesen zuschreibt (als wesentliche Elemente der philosophischen Lehre, die ihr Autor vermitteln und verteidigen möchte), so dass man, um das Werk zu verstehen, *sie* verstehen muss. Was etwas zur „strenge Lesart“ (im Rahmen ihrer Debatte) macht, ist die Verteidigung folgender These: solange wir dem Autor das (als Lehren, die er vertreten möchte) zuschreiben, was diese Sätze (scheinbar) zeigen, haben wir die Aufgabe der Lektüre noch nicht erfüllt, die er uns gestellt hat, und so lange wir das nicht einsehen, haben wir *ihn* nicht verstanden.

Einen Eintrag auf der Liste für eine *Leitersprosse* zu halten, bedeutet nach Auffassung der Anhänger einer strengen Lesart, dass man annimmt, er bilde einen Teil dieser uns vom Autor des Werkes gestellten Aufgabe. Die Leser erreichen immer dann einen Punkt, an dem sie den Autor verstehen (und was er mit einem seiner Sätze tut), wenn sie sich von einem Zustand, in dem es ihnen so vorkommt, als könnten sie einen dieser Sätze verstehen, zu einem Zustand bewegen, in dem sie einsehen, dass ihr vormaliger „Zustand des Verstehens“ nur ein scheinbarer war. Diesen Punkt erreichen die Leser nicht dadurch, dass sie von einem Argument überzeugt werden, *dass* das-und-das der Fall ist, wie beispielsweise davon, dass der Satz bestimmte notwendige Bedingungen für Sinn nicht erfüllt. (Warum sollten sie jemals der Konklusion eines solchen Arguments Glauben schenken, wenn sie glauben, den fraglichen Satz immer noch verstehen zu können? Solange sie das noch können, haben sie da nicht guten Grund, die Prämissen des Arguments in Frage zu stellen?) Stattdessen erreichen die Leser den Punkt im einzelnen Fall dadurch, dass sich die Art und Weise, wie sie den Satz erleben, verändert (und die Art des Verstehens, die der Satz anscheinend stützen kann). So verstanden gehört zu jedem Moment des „Verstehens des Autors“ *eine Veränderung in den Lesern*. Ihr Gefühl der Welt als Ganzes nimmt in einem solchen Moment nicht durch die Erkenntnis zu bzw. ab, dass für ein bestimmtes (ausdrückbares oder unausdrückbares, propositiales oder quasi-propositionales) *p* gilt: *dass p*, sondern durch die Erkenntnis,

<sup>10</sup> Es kann sein, dass zwei Anhänger der gewöhnlichen Lesart verschiedener Meinung darüber sind, welche Sätze zur ersten Menge zu zählen sind; und es kann sein, dass zwei Anhänger einer strengen Lesart verschiedener Meinung darüber sind, welche Sätze zur zweiten Menge zu zählen sind. Daher wird zu jeder Rede von einer solchen Liste im Kontext einer allgemeineren Diskussion von Debatten zwischen Anhängern der gewöhnlichen Lesart und Anhängern einer strengen Lesart, wie die nun folgende, ein bestimmter Grad von Idealisierung gehören.

dass es nichts von der Form „*dass* \_\_\_“ (der Art, die sie sich ursprünglich vorgestellt hatten) zu glauben gibt. Das heißt ein Punkt, an dem der Autor verstanden wird, ist dann erreicht, wenn sie in ihrer Beziehung zu einem gegebenen Wortgebilde einen Moment erreichen, in dem sie ihr ursprüngliches Erlebnis, „den Satz zu verstehen“, nicht mehr aufrechterhalten können. Es ist eine beschwerliche Aufgabe, auf diese Weise jeden einzelnen Fall des Anscheins von Sinn zu überwinden, den jede dieser Sprossen auf der Leiter zunächst bei den Lesern erzeugt. Die Art des Verständnisses, um die es Anhängern einer strengen Lesart hier geht, kann nur stückweise<sup>11</sup>, nur Satz für Satz<sup>12</sup>, erlangt werden. (Das heißt, alle Leser müssen ihr Leben als Leser des *Tractatus* als Anhänger der gewöhnlichen Lesart beginnen und von dort aus zu einem anderen Verständnis ihrer Aufgabe als Leser hinaufsteigen. Der Versuch, diese Stufe in der Entwicklung als Leser des *Tractatus* zu überspringen, liefert darauf hinaus, dass einem die Erfahrung des Buches ganz entgeht.) Da sie behaupten, dass der *Tractatus* nichts Allgemeines darüber zu sagen hat, was etwas zu Unsinn macht, sind die Anhänger einer strengen Lesart zu der Behauptung verpflichtet, dass sich diese Momente der Erkenntnis, zu denen die Leser (in *TLP* 6.54) aufgefordert werden, schrittweise einstellen müssen. Das steht im Gegensatz zum Geist der meisten gewöhnlichen Lesarten, nach deren Auffassung es bei der Aufnahme der Lehren des Buches durch die Leser einen Moment geben kann, in dem die Theorie (nachdem die Leser sie vollständig verarbeitet haben) ihre Wirkung *en gros* für sämtliche (vermeintlich unsinnigen) Sätze entfaltet, aus denen das Buch besteht.

<sup>11</sup> Der Ausdruck „stückweise“ („piecemeal“) wurde, soweit ich weiß, zuerst von Goldfarb (1997) in Verbindung mit diesem Thema verwendet.

<sup>12</sup> Die Abfolge der Veröffentlichungen vieler Kommentatoren legt davon Zeugnis ab, wie viel Zeit und Mühe zwischen einer ersten Erkenntnis (im Geiste einer strengen Lesart) des Wegbrechens einer bestimmten Folge von Sprossen und einer darauffolgenden Erkenntnis des Wegbrechens einer weiteren Folge von Sprossen liegen kann. (Beispielsweise scheinen bestimmte Leser – die jetzt Anhänger einer strengen Lesart sind – zuerst bemerkt zu haben, dass die scheinbar realistischen Lehren des Buches in sich zusammenstürzen, während sie erst viel später bemerkt haben, dass deren idealistische Gegenstücke ebenfalls fallen müssen.) Dass es diese Zeit und Mühe erfordern kann, die Leiter hinaufzusteigen, ist eine der Eigenschaften der Phänomenologie der ernsthaften Arbeit mit dem Buch, dem eine strenge Lesart gerecht werden möchte. Die Anhänger dieser Lesart monieren häufig an gewöhnlichen Lesarten, dass sie den Prozess der Aufnahme der Lehre des Buches viel *einfacher* aussehen lassen, als er ist. Zugespitzt könnte man diesen Punkt wie folgt ausdrücken: den Anhängern einer strengen Lesart zufolge ist der *Tractatus* viel länger, als er aussieht – ein Vierteljahrhundert der intensiven Beschäftigung mit dem Text kann (von meiner eigenen Erfahrung aus beurteilt) immer noch nicht genug Zeit für einen Leser sein, dass er behaupten kann, die Leiter auch nur einmal hinaufgestiegen zu sein. Diese scheinbare Bodenlosigkeit, die die Aufgabe an sich hat, sich einfach durch den Text durchzuarbeiten, ist etwas, das die Anhänger einer

## 2. Die erste Liste

Für die im Folgenden aufgeführte Liste gibt es viele mögliche Varianten, die unseren momentanen Zwecken *Genüge* getan hätten – allerdings hätte jede ihre jeweiligen Probleme mit sich gebracht. Wie wir gleich sehen werden, stehen Leser, die sich nur von einer strengen Lesart leiten lassen wollen, einer Vielzahl von Schwierigkeiten gegenüber, wenn sie versuchen, die Sprossen der Leiter in Form einer Liste zu benennen. Die dabei auftretenden Schwierigkeiten werden sich später als lehrreich herausstellen, wenn wir uns über die philosophischen und exegetischen Schwierigkeiten klarwerden wollen, die sich bei jedem Versuch ergeben müssen, sich an eine strenge Auffassung der Beziehung zwischen dem Denken des frühen und dem des späten Wittgenstein heranzuarbeiten.<sup>13</sup> Anstatt die Sprossen dadurch zu benennen, dass ich Textstellen aus dem *Tractatus* in Form einzelner Zitate auswähle, führe ich zu diesem Zweck auf der Liste unten einzelne „Gedankenstränge“ auf, die entweder im Buch eine zentrale Rolle spielen oder auf natürliche Weise von ihnen angestoßen werden, und denen die Kommentatoren (sowohl von Seiten der gewöhnlichen wie von Seiten der strengen Lesart) zu Recht besonderes Gewicht beigemessen haben. Dadurch können wir bei der Benennung der Leitersprossen einen höheren Grad an Allgemeinheit erreichen, als durch die Beschränkung auf den Wortlaut einzelner Formulierungen, wie sie im Laufe des Textes immer wieder auftreten. In diesem Sinne hier nun die folgende Auswahl von Kandidaten für Leitersprossen:

1. Ein Satz kann einen Sachverhalt darstellen, weil er ihn abbildet.
2. Ein Satz ist ein logisches Bild eines Sachverhalts, wenn die Grundbestandteile des Satzes, die einfachen Namen, auf eine Weise logisch miteinander verknüpft sind, die der Art entspricht, mit der die Grundbestandteile des Sachverhaltes miteinander verknüpft sind (die einfachen Gegenstände).
3. Denken und Sprache können die Wirklichkeit darstellen, weil sie die logische Form der Wirklichkeit widerspiegeln.
4. Die logische Form, die Sprache und Wirklichkeit gemeinsam haben, kann nicht in der Sprache ausgedrückt werden.
5. Die Eigenschaften der Wirklichkeit, die der Möglichkeit von Sinn zu grunde liegen (bzw.: die Eigenschaften der Sprache, die der Möglichkeit

strengen Lesart für eine der Beziehungen halten, in der es eine bedeutende Ähnlichkeit zwischen dem *Tractatus* und den *Untersuchungen* gibt.

<sup>13</sup> Ich halte die hier in Frage stehenden Schwierigkeiten nicht für solche, die sich bloß aus einer strengen Auffassung dieser Beziehung ergeben, sondern für solche, die zu Wittgensteins Auffassung der Aufgabe philosophischer Kritik gehören, und besonders zu seiner Auffassung von der *Schwierigkeit* dieser Aufgabe.

von Darstellung zugrunde liegen), *gibt es* tatsächlich, selbst wenn sie nicht ausgedrückt werden können.

6. Obwohl sie nicht ausgedrückt werden können, können diese Eigenschaften mithilfe passender konstruierter Formen von Unsinn mitgeteilt werden.
7. Diese unsinnigen „Sätze“ sind nicht schlichter Unsinn – es gibt noch etwas wie eine logische Struktur an ihnen.
8. Bei diesen „Sätzen“ kommt es zu bestimmten Verstößen gegen die logische Syntax.
9. Jedem dieser Verstöße lässt sich eine (nicht ausdrückbare) Einsicht in eine (nicht ausdrückbare) Eigenschaft der Wirklichkeit zuordnen.
10. Jede dieser Einsichten kann durch den Einsatz des entsprechenden Unsins „übermittelt“ werden.
11. Was durch ihre Überschreitung in jedem dieser Fälle ans Tageslicht gebracht wird, ist eine allgemeine Bedingung des Sinns von Sätzen.
12. Die Gesamtheit dieser Bedingungen bildet die Grenzen der (unserer, meiner) Sprache.
13. Die Grenzen der Sprache sind die Grenzen der (unserer, meiner) Welt.
14. Es ist die Aufgabe einer angemessenen Sprachtheorie, diese Grenzen zu bestimmen.
15. Dadurch bestimmt sie die Grenze zwischen Sinn und Unsinn.
16. Dadurch bestimmt sie auch die Grenzen der (meiner, unserer) Welt.
17. Die Bestimmung dieser Grenzen versetzt einen (mich) in die Lage, die Welt von oben (von außen, von der Seite) als begrenztes Ganzes zu betrachten.

Wichtig ist hier, dass jeder der Punkte auf dieser Liste einem Satz entsprechen soll und nicht einem Gedanken. Bei dem eben Angeführten handelt es sich um eine Liste von Beispielen von Kandidaten für Sätze, die Leitersprossen zugeordnet werden sollen. Eine solche Auswahl von Kandidaten soll andeuten, welche Art von Sätzen in den Augen von Anhängern einer strengen Lesart auf „die erste Liste“ gehört – wie ich sie nennen möchte.

Wenn man sich ganz darauf einlässt, in welchem Geist diese Punkte vorgelegt werden, wird man bald bemerken, dass selbst im Fall der oben angeführten sogenannten „tatsächlichen Liste“ schon viele Dimensionen der Rekonstruktion und Idealisierung im Spiel sind. Als Erstes könnte man die Liste natürlich mit viel mehr Details auffüllen. Jeder der fraglichen „Gedankenstränge“ wird nur in höchst schematischer Weise bezeichnet, was eine weit größere Genauigkeit zuließe. Viel wichtiger ist aber, dass fast jeder Punkt auf der Liste auf eine Anzahl anderer und genauso zum Thema gehöriger Punkte hinweisen soll. Nehmen wir den einfachsten derartigen Fall als Erstes: An vielen Stellen könnte man einen Punkt auf der Liste durch etwas ersetzen, das die Form sei-

nes philosophischen Gegenteils hat, ohne dass er dadurch in irgendeiner Weise weniger als Kandidat für die Liste in Frage kommen würde. So könnte man eine These mit realistischem Anstrich, wie beispielsweise den obigen Punkt 3, durch ihr antirealistisches Gegenstück ersetzen:

- 3a. Die Wirklichkeit ist in der Sprache darstellbar, weil sie die logische Form von Denken und Sprache widerspiegelt.

Das wiederum könnte so abgeändert werden, dass es mehr nach Idealismus klingt:

- 3b. Unsere Welt ist darstellbar, weil sie die logische Form unserer Sprache widerspiegelt.

Wenn man will, kann man auch eine Variante mit einem solipsistischen Anstrich haben:

- 3c. Meine Welt ist darstellbar, weil sie die logische Form meiner Sprache widerspiegelt.